

Rainer Wieczorek

Form und Verlust

Novelle

Leseprobe

Dittrich

© Dittrich Verlag ist ein Imprint der Velbrück GmbH,
Weilerswist-Metternich 2017
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch unter Verwendung
eines Motivs der Künstlerin Nike Seifert
Lektorat: Marita Gleiss
Gesetzt aus der Whitman und der Quay sans
Printed in Germany
ISBN 978-3-943941-78-4

Introduktion zu drei Stimmen

Im Erdgeschoss üben sie noch – Bach, Schubert, Alban Berg –, als ginge es immer so weiter. In der zweiten, dritten, vierten Etage aber, den Stockwerken, auf die es ankommt und immer ankam, bleibt es am Abend dunkel: niemand da.

Hat er nichts verfügt?

Gar nichts.

Und Nachkommen?

Nicht, dass ich wüsste. Einen Cousin vielleicht.

Aber das Pärchen im zweiten Stock, das sich um alles kümmerte...

Verena und Carlo? – Du weißt, dass Verena meine Freundin ist? In den letzten Jahren war ich oft im Orgelbau. Wenn Carlo auf Reisen war, schlief ich sogar dort, Verena fürchtete sich nachts allein auf der riesigen Fabriketage des alten Orgelwerkes.

Komm, wir gehen auf ein Gläschen, und dann erzählst du mir!

Aber wirklich nur eins...

Im Erdgeschoss hatte er den Nachwuchsmusikern der *Jeunesses Musicales* und jenen, die ihnen folgten, Übungs-

räume eingerichtet mit Doppeltür, Klavier, ganz professionell. Trompeten, Geigen, Kontrabässe konnte man hören, wenn im Sommer die Fenster offen standen, kleine Ensembles. Manchmal beschwerten sich Nachbarn, aber darüber lachte Eduard nur: Eine Kunst, die keinen Anlass zur Beschwerde böte? Das einzige Instrument, das in dem vierstöckigen Fabrikgebäude keinen Platz finden sollte, war die Orgel; nicht eine einzige Orgelpfeife hatte er nach dem Verkauf behalten. »Hier wird nicht georgelt«, hatte er Carlo und Verena angeknurrt, als sie ihn einmal darauf ansprachen, wie er mir beim Kühefüttern augenzwinkernd erzählte.

Du warst oft da, sagtest du?

Verena war froh, wenn ich sie gelegentlich nachmittags besuchte. Dann plauderten wir etwas, bis sie von Eduard zu erzählen begann.

Warum von Eduard, warum nicht von Carlo?

Carlo war ihr Partner, mit ihm lebte sie, sie verstanden sich – und Verena ist keine Tratsche. Was soll sie da erzählen? Aber Eduard: Wie der dachte, was der malte; und was er alles von Verena verlangte!

Eine Ménage-à-trois?

Quatsch.

Wir hatten gemeinsam die Handelsschule besucht, auf die ihn sein Vater geschickt hatte. Eduard war zunächst auf dem Gymnasium gewesen, reifte dort aber zum Schulverweigerer. Sein Vater sah das gelassen: Eine Handelsschule schien ihm ohnehin geeigneter für eine Zukunft im Orgelbau, die Zukunft seines Sohnes.

Carlo studierte, Verena kümmerte sich um Eduard. Wovon lebten sie?

Eduard bezahlte: Die beiden bekamen ein kleines Gehalt, freie Miete. Carlos Aufgabe war es, dafür zu sorgen, dass die Musikstudenten, die im ersten Stock ihre Wohnungen hatten, ihren Pflichten nachkamen. Die zahlten nur einen Hunderter im Monat, kümmerten sich im Gegenzug aber um die Instandhaltung des vierstöckigen Hauses, was zumeist auf symbolische Aktionen beschränkt blieb. Im Grunde gab es nichts zu renovieren, es war ja alles neu angelegt.

Eduard hatte nach dem Tod seines Vaters und der Vergabe der Markenrechte sowie des fachkundigen Personals an die benachbarte Konkurrenz das nun leerstehende Fabrikgebäude ganz für seine eigenen Zwecke herrichten lassen. Glanzstück wurde die dritte Etage: ein Konzertsaal mit kleiner Bestuhlung, Parkettfußboden und einem etwas älteren Steinway-Flügel. Direkt über diesem Saal befand sich Eduards Atelier und dessen Wohnung. Eduard malte am liebsten, wenn im dritten Stock musiziert wurde, er ließ dann eine Bodenluke auf. Mal musste es ein Klarinetten-Konzert sein, mal weiblicher Gesang. Für den dritten Stock den richtigen Ton zu finden, geeignete Konzerte zu arrangieren, das studentische Übungspensum rechtzeitig auf Eduards musikalische Bedürfnisse auszurichten, wurde Verenas Aufgabe. Eduard schätzte ihr empathisches Talent über alles.

Waren Carlo und Eduard Rivalen?

Schachrivalen. Wenn es bei Eduard mit dem Malen

nicht vorwärts ging, klingelte er bei Carlo, um sich von ihm im Schach besiegen zu lassen. Er verlor immer, aber immer besser, wie er betonte. Wenn es nicht regnete, ging er nachmittags Kühe füttern beim Bauer Dollmann. Dort stieß er des Öfteren auf einen alten Schulkameraden, mit dem er dann die Tauber entlangspazierte, zum *Café Abendschein*.

Wir redeten nicht so viel miteinander. Es wird ohnehin zuviel geredet und zuwenig zugehört, hingeschaut. Wir vergnügten uns damit, den Kühen beim Fressen zuzusehen. Die Stallwärme, das Ausdauernde, das Beständige. Bauer Dollmann führte seinen Betrieb als Biohof; die Kühe wurden gemolken und künstlich besamt, aber nicht gequält – jedenfalls wirkten sie ganz zufrieden, wenn sie in der Ecke standen und das ganze Zeug noch mal kauten.

Er wird wohl keine fressenden Kühe gemalt haben.

Er malte abstrakt. Sagt dir der Begriff ›Informel‹ etwas?

Nein. – Aber wir können gern mal zu einer Ausstellung seiner Bilder fahren . . .

Er stellte seine Bilder nicht aus. Verkaufte sie auch nicht. Die einzige, die alle zu dieser Zeit entstehenden Bilder zu sehen bekam, war vermutlich Verena.

Und woher kanntest *du* seine Werke?

Ich habe sie erzählt bekommen. Du lachst, aber Verena konnte das . . .

Mit der gleichen Geduld, mit der wir Kühe fütterten, konnten wir das Fließen der Tauber studieren. Es gibt da eine Stelle auf dem Weg zum *Café Abendschein*, an der der Fluss sich gabelt, um eine kleinere Insel zu umfließen. Die

Irritation des Wasserlaufs, eine bald überwundene Störung: Das reichte schon, uns eine Weile zu beschäftigen. Manchmal gingen wir auch die andere Richtung, zum *Grünen Baum*, am Marktplatz. Dann saßen wir zumeist an jenem Tisch, an dem jetzt die beiden jungen Damen sitzen. Ich lausche nicht, wenn sie über Eduard sprechen. Weil sich das nicht ziemt! Aber absichtlich weghören muss ich auch nicht. Das meiste weiß ich ohnehin.

Wir nehmen das Gleiche noch mal. – Ich habe dich unterbrochen: Verena erzählte dir, was er malte?

Was er malte, wie er malte, wie er seine Werke sah. Sie diskutierten jedes neue Bild. Eduard nahm ihre Einwände sehr ernst; das ging so weit, dass er einzelne Bilder beim Aufgreifen ihrer Kritik verunstaltete. Das Verunstalten sah er wiederum nicht als Unglück, sondern als frischen Mal-Impuls: Wie es in der Musik keine »falschen« Töne gebe, sondern nur misslungene Reaktionen auf Ungeöhnliches, so könne man in der Malerei nichts verunstalten. Es gebe Bildsituationen, die weiterführen und Bildsituationen, die nicht weiterführen. Nichtweiterführende Bildsituationen gelte es zu erkennen und zu verändern, das sei bereits die ganze Kunst. – Eduard liebte es, auf diese Art zu dozieren, Verena schrieb alles auf, vielleicht weil sie mit dem Gedanken spielte, einmal Kunstlehrerin zu werden, vielleicht auch, um Material zu sammeln für eine spätere Biografie.

Eine Biografie über einen Unbekannten, einen Maler ohne Publikum?

Dass man einerseits solche Bilder malen konnte und andererseits auf Dauer unbekannt blieb, konnte Verena sich nicht vorstellen. »Das Zeug ist besser als WOLS und

mindestens so gut wie Hans Hartung!«, sagte sie einmal. Ich gebe gern zu, dass ich diese Namen erst nachschlagen musste – Künstler vergangener Jahrzehnte waren es.

In der Handelsschule kämpfte Eduard zumeist mit dem Einschlafen. Am Ende aber hatte er doch ein Abschlusszeugnis erhalten, das er dem Vater still auf den Schreibtisch legte. Aus heutiger Sicht bewies Eduard sogar kaufmännisches Talent, als er die Firma veräußerte, bevor es mit dem Orgelbau in Deutschland bergab zu gehen begann. In den Fünfzigern, mehr noch in den Sechzigern hatte sich die Firma als Goldgrube erwiesen. Die vielen Kirchen, die im Zweiten Weltkrieg zerstört worden waren, sollten nach dem Wiederaufbau auch eine wohlklingende Orgel bekommen, sodass es für seinen Vater bald schwieriger war, kundige Fachkräfte zu finden als zahlungskräftige Kundschaft. Mit Beatmusik und Studentenrevolte kam jedoch eine andere Zeit herauf. Und welcher junge Musiker macht heute noch einen Orgelschein?

Carlos wichtigste Aufgabe war es, für Farbe zu sorgen. Fünfzehn-Kilo-Eimer galt es rechtzeitig vorzubestellen, abzuholen und in den vierten Stock zu schleppen. Bis zum Abwinken hatte Eduard die Geschichte erzählt, wie Monet am Ende des Ersten Weltkriegs die Farbe ausging, keine mehr zu bekommen war.

Fünfzehn Kilo? Das klingt eher nach Außenputz als nach Künstlerfarbe.

Er trug dick auf, gelegentlich schleppte Carlo Sand nach oben, einmal sogar Zement. Wenn die Farbe getrocknet war, spachtelte Eduard das meiste wieder herunter: »Ab-

machen«, sagte er zu Verena, »wegschaffen: Das ist das Wichtigste!« Manchmal nahm er abgspachtelte Farbreste vom Fußboden, verrieb sie mit frischer Farbe auf der Leinwand, um sie später abermals herunterzukratzen: Krusten, Kanten, Abgebröckeltes.

Die Bilder müssen sich alle noch im vierten Stock befinden. Hundert Bilder werden es sicher sein, die auf der oberen Etage lagern, nein – mehr. Es gibt ja im vierten Stock nichts, außer dem Atelier, seiner Bibliothek und seiner kleinen Wohnung. – Ob er vielleicht dem *Bilder-Bertram* ein paar seiner Werke für's Schaufenster leihen wolle?, habe ich ihn einmal beim Kühefüttern gefragt. Er könne auch welche in den Kuhstall hängen, war seine Antwort.

Jedes abgeschlossene Werk wurde signiert und mit Jahreszahl versehen. Auf die Rückseite des Keilrahmens klebte er einen Zettel mit Werktitel und Signatur.

Titel welcher Art?

Rot, Beige, Graugrün zum Beispiel.

Der gute Bauer Dollmann hatte immer zwei Heugabeln an die Wand des Stalles gelehnt, wenn wir nachmittags seinem Hofladen unsere Aufwartung machten. Nach Eduards Tod stand nur noch eine da, und wenn der Bauer Zeit fand, stellte er sich in den ersten Wochen eine Weile zu mir, wenn ich mit der Gabel Heu oder Silage schwang – und schwieg. Was sollte er auch sagen?

Verloren sind wir nicht, noch traumverloren . . . – so hieß ein weiteres seiner Bilder.